

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

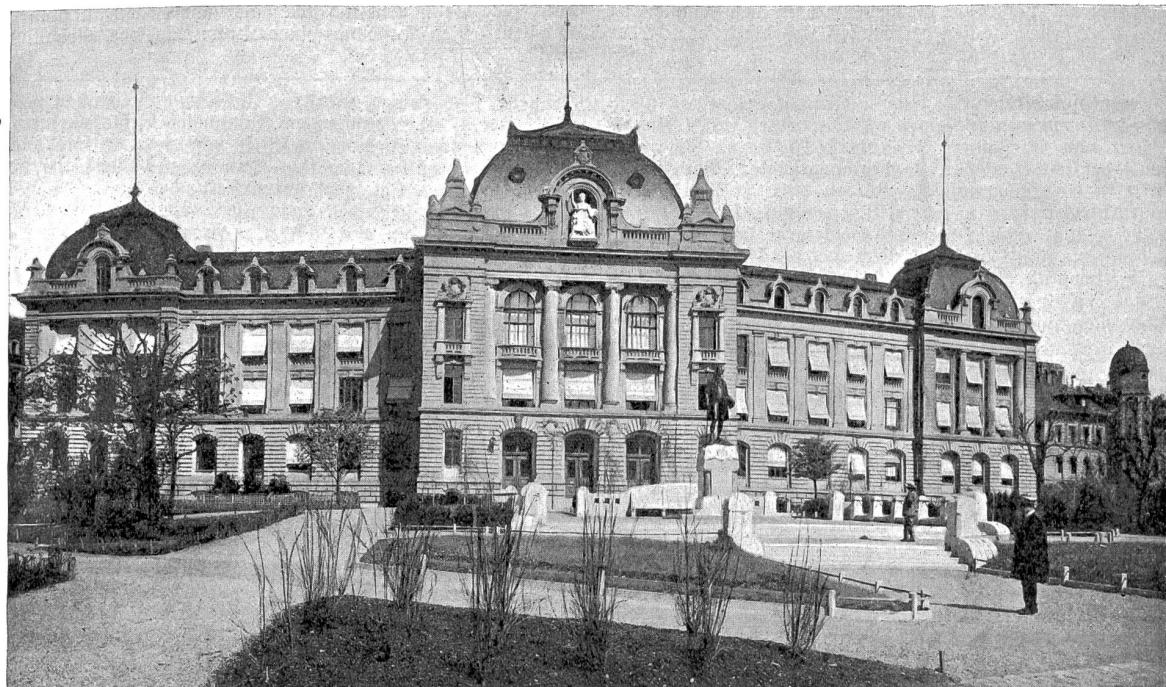
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Universität in Bern. Phot. Ed. Buchmann †, Zürich.

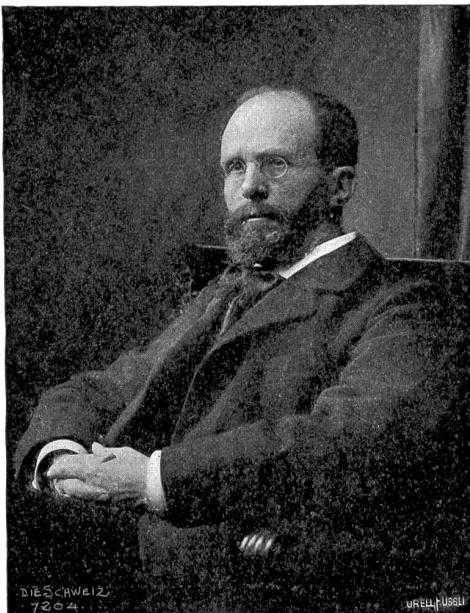
Politische Übersicht.

Noch etliche Male wird Marokko in der Rundschau erscheinen; dann tritt hoffentlich in diesem Wetterwinkel für einige Zeit Ruhe ein. Deutschland und Frankreich sind auf dem besten Wege, sich zu verständigen. Deutschland wird seine politische Uninteressiertheit in Marokko erklären, aber an der wirtschaftlichen Gleichberechtigung und der „offenen Tür“ für seinen Handel festhalten, und für den Verzicht auf eine „Interessensphäre“ in Süd-Marokko wird es eine Grenzregulierung in Französisch Kongo beanspruchen. Frankreich ist geneigt, auf dieser Basis ein neues Abkommen einzugeben; nur die Formulierung macht noch große Schwierigkeiten und verzögert den endgültigen Abschluß. Einen sehr unangenehmen Streich spielte den Franzosen die spanische Regierung mit der plötzlichen Geltendmachung alter vertraglicher Rechte aus dem Jahre 1860 auf das 150 km südlich von Agadir gelegene Ifni. Das Fatale dabei ist, daß Delcassé in einer schwachen Stunde — es war im Jahr 1904 — diese Rechte Spaniens ausdrücklich anerkannte, nicht ahnend, daß dieser vermeintlich recht langfristige Wechsel eines Tages, und schon so bald, präzisiert werden könnte. Heute aber beharrt Alfonso eigenstümig auf seinem Schein, er schwert dadurch Frankreich die Abmachung mit Deutschland und verringert wieder um ein Kleines die Ausicht Frank-

* Zürich, Mitte September 1911.
reichs auf den endlichen ungestörten Besitz des scherifischen Reiches. Und auch Italien meldet sich nun zum Wort. Die Verschiebung der Machtverhältnisse am westlichen Mittelmeer kann ihm natürlich nicht gleichgültig sein, und es wünscht auch seinerseits „Kompensationen“. Seine Forderungen sind: freie Hand in Tripolitanien und Anerkennung seines „Rechts“ auf das Hinterland bis zum Tschadsee! Stoff genug für eine neue Algeciraskonferenz! Aber gerade weil nun alle diese Ansprüche ernsthaft zu werden drohen, wird es vermutlich keine internationale Konferenz geben, sondern jeder wird zugreifen, wo er kann und mag.

Die neuerwachte amerikanische Freundschaft für Deutschland ist zum Ausdruck gekommen im Geschenk der Steuben-Statue für Potsdam. So erhält die lange verfaßte Tüchtigkeit und Treue des deutsch-amerikanischen Generals noch eine späte, aber wohlverdiente Ehrung auch in seiner Heimat.

Der ungeheuerliche Skandal des Diebstahls der „Mona Lisa“ Leonardo da Vincis aus dem Louvre in Paris, die leider endgültig verloren zu sein scheint, stellt die französische Bureaucratie wieder einmal vor der ganzen Kulturwelt bloß, und was bei dieser Gelegenheit fund ward von der schauderhaften Liederlichkeit und Sorglosigkeit, mit der die kostbarsten Gemälde im Louvre behandelt werden, müßte



† Dr. Carl Munzinger.

die Franzosen als wahre Kunst-Barbaren erscheinen lassen, wenn sie nicht sonst Beweise genug für ihren hochentwickelten Kunstsinn gegeben hätten.

Die Republik Portugal hat ihren ersten Präsidenten erhalten in der Person des greisen Manoel de Arriaga, der einst weilen nur als Plazhalter angesehen ist für den kommenden Mann, über dessen Namen der Ehrgeiz und die Eifersucht der Parteien sich bisher nicht einigen konnten.

Totentafel * (vom 23. August bis 4. September). Sie enthält heute nur wenige Namen. In Bern starb am 23. August im Alter von 61 Jahren Genieoberst Robert Reber, Abjunkt der schweizerischen Landestopographie. Vor seinem Eintritt in das topographische Bureau hatte er sich bei der Juragewässerkorrektion und dem Bau der linsufrigen Zürichseebahn betätigt. Als Oberst im Genietorps durchlief Reber alle Grade bis zum Oberst und Geniechef des IV. Armeeforps.

In seinem 93. Altersjahr starb in Schaffhausen alt Regierungsrat Johann Christoph Moseer-Ott, dem die Blätter aller Parteien ehrende Nachrufe widmeten. Seines

„Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!“ Der persische Andreas Hofer, Sardarar Schah, der sich für seinen Herrn Mohammed Ali nutzlos opferte, hauchte am 6. September unter den Flintenkugeln der Scherzen von Teheran sein Leben aus. Zwischen der ersten und zweiten Salve aber richtete der schlecht getroffene Delinquent sich nochmals vom Boden auf und rief mit dem letzten Aufwand seiner Kraft: „Es lebe Mohammed Ali!“

Zeichens Zeugsmied, wurde er bald vom Vertrauen seiner Mitbürger in die städtischen und kantonalen Behörden berufen und leistete dem Gemeindewesen in verschiedenen Stellungen die hervorragendsten Dienste. Sein größtes Werk als Baudirektor war der Bau der Irrenanstalt.

Nach langer Krankheit ist in Zürich am 4. September im Alter von 71 Jahren und 9 Monaten Herr Dr. J. A. Strelle gestorben. Er war Oberingenieur des schweiz. Vereins von Dampfkessel-Besitzern, ein wohlwollender Freund und Berater aber auch dem Verband schweizerischer Heizer und Maschinisten.

Die verschwundene Mona Lisa.

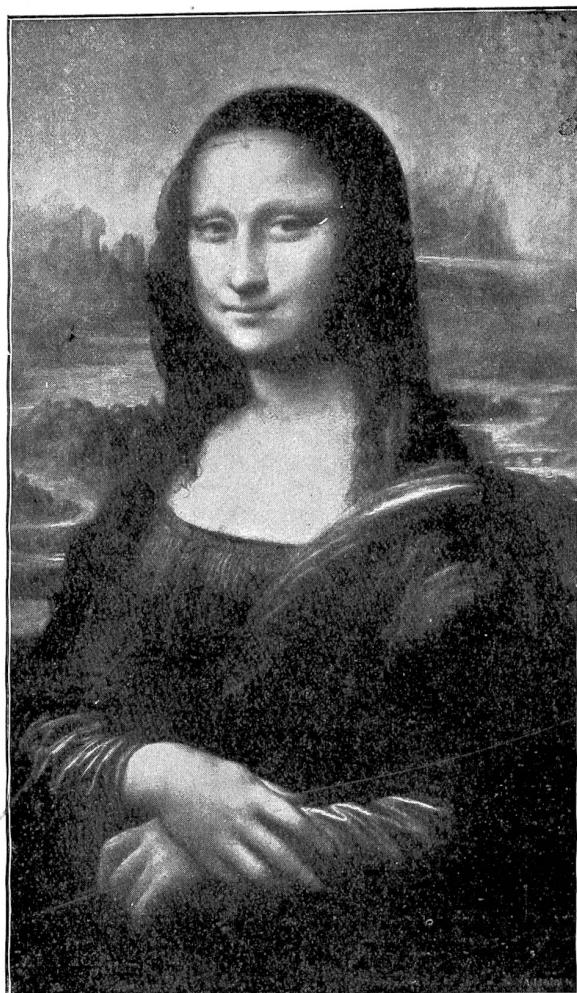
Der 21. August 1911 wird in der Diebstahlschronik der Welt für alle Zukunft ein Gedenktag allererster Ordnung bleiben, wurde doch in seinen Morgenstunden Leonards Wunderwerk, das Porträt der Gattin des Florentiner Edelmannes Francesco del Giocondo, „La Gioconda“ oder „La Mona Lisa“, „das Bildnis aller Bildnisse“, wie es Jakob Burckhardt begeistert nennt, aus dem Salon Carré im Pariser Louvre gestohlen. Wohl jeder kennt dieses Frauenschildnis, das die Zierde des Louvre bildete und das in Millionen von Reproduktionen von des großen Italieners grandioser Kunst zu erzählen weiß *).

Man glaubte zuerst an einen schlechten Witz, als die Runde von dem Diebstahl an die Öffentlichkeit drang, und auch heute, nachdem ein paar Wochen ins Land gegangen sind, ohne daß der kostbare Schatz zurückgekehrt wäre, hält es schwer, den Gedanken zu fassen, daß es möglich war, unbemerkt ein Bild von so unschätzbarem Wert am hellen lichten Tage von der Wand zu schrauben, in einem Nebenraum vom Rahmen zu lösen und dann mit dem auf Holz gemalten, nicht weniger als achtzig Pfund schweren Bildnis, ohne von irgend jemand gesehen zu werden, aus dem Louvre zu verschwinden. Und doch ist es so, und noch immer kennt niemand Dieb und Ort des Bildes, und nur die leere Wand gähnt den Besucher des Museums an und meldet von einer unerhörten Lotteriwartschaft, von einem beispiellosen Schleuderian in der Pariser

Museumsverwaltung, der seinesgleichen auf der ganzen Welt nicht haben dürfte. Ein Glück, daß die Venus von Milo, die im gleichen Museum depo-

nirt ist, von den Dieben verschont wurde; hätten es die Gauner auf dieses Kunstwerk abgesehen gehabt, so wäre ihnen unzweifelhaft auch dieser Raub gelungen.

Allerlei Mutmaßungen über den Grund des Diebstahles machen sich in den Spalten der Presse der ganzen Welt breit und die tollsten Ideen greifen Platz und finden ihre Anhänger. Absolut sicher dürfte einzig sein, daß das Bild für Spekulationszwecke keine Verwendung finden kann, da abgesehen von dem in die Millionen gehenden Kunstschatz des Bildes niemand risieren könnte, die Mona Lisa zu erwerben oder auch nur jemand anzubieten. Vielleicht ist es die Tat eines Fanatikers, eines Verrückten, der Racheatt eines entlassenen Angestellten, der Schurkenstreich eines Vandalen, der sich gerade dieses Werk erfordert. Auch von einem Demonstrationsdiebstahl wird geredet, den eine dem Louvre nahestehende Persönlichkeit lediglich ausgeführt habe, um an einem Beispiel drastischer Art die mangelhafte Bewachung des Louvre (dessen Sammlungen in den letzten Jahren wiederholt bestohlen worden sind, ohne daß von den abgängigen Gegenständen überhaupt etwas bemerkt wurde) den Behörden zu Gemüte zu führen. Und auch die Ansicht findet immer mehr Boden, daß es sich um eine von langer Hand vorbereitete Tat handele, mit dem kühn kombinierten Endzweck, die vielfach vorhandenen Kopien im Wert steigen, vielleicht gar eine solche im richtigen Moment als Original an den alten Platz im Louvre zurückzuführen zu lassen, wenn die Prämien für die Wiederherbeschaffung genug in die Höhe getrieben und die Straflosigkeit zugesichert ist. Alle bisher entdeckten Spuren haben zu nichts



Das aus den Galerien des Louvre entwendete Gemälde
Mona Lisa von Leonardo da Vinci.

* Vgl. auch „Die Schweiz“
X 1906, 517 ff. 523.

geführt, die schärfste Beobachtung der Grenze blieb resultlos, und so wird man sich wohl langsam an den Gedanken gewöhnen müssen, daß eines der wunderbarsten Werke Leonards für immer verschwunden bleibt, daß ein Verlust ohnegleichen für die ganze Kulturmenschheit zu registrieren ist. Welt und Kunst sind um einen Schlag ärmer geworden, das französische Beamtentum um eine Blamage reicher.

* * *

Die Geschichte des Bildes ist genau bekannt. Vasari (1511 bis 1574) meldet, daß Leonardo da Vinci volle vier Jahre an dem Bild gemalt habe, und trotzdem die Empfindung hatte, das Bild sei noch nicht fertig. Es gelangte dann in den Besitz des Königs Franz I. von Frankreich, an dessen Hof Leonardo später starb, für die für damalige Zeiten sehr hohe Summe von 12,000 Livres. Damit kam das Werk nach Fontainebleau und schließlich in die Galerie des Louvre, wo es neben verschiedenen Rubens und van Dycks in der Gemäldegalerie den Ehrenplatz einnahm. Kein Besucher, der sie einmal gesehen, wird die lächelnde Florentinerin je wieder vergessen, von der Vasari schreibt: „Die Augen besaßen jenen Glanz und jene Feuchtigkeit, wie wir es im Leben an ihnen beobachteten. Rötlichblaue Nederchen umgaben sie, ebenso Wimpern, wie sie nur der zarteste Pinsel ausführen konnte. Bei den Brauen konnte man sehen, wo sie am vollsten, wo sie am spärlichsten gewachsen waren, wie sie aus den Poren der Haut hervorkamen und wie sie sich wölbten, so natürlich, wie man sie sich nur vorstellen kann. An der Nase waren alle jene kleinen schönen Poren, rötlich und zart, aufs treueste nachgebildet; der Mund besaß, wo die Lippen sich schlossen und wo das Rot mit dem Fleischton des Gesichtes sich vereinigt, eine Vollkommenheit, daß er nicht wie gemalt, sondern in Wahrheit wie Fleisch und Blut erüchte. Wer die Halsgrube aufmerksam betrachtete, glaubte das Schlagen der Pulse zu sehen! Kurz, man kann sagen, dieses Bild war in einer Weise ausgeführt, die jeden großen Künstler und jeden Laien, der es sah, erbebten machte.“ Den Eindruck, den das Werk auf den Beschauer hervorruhen sollte, hat Leonardo selbst in einer seiner Aufzeichnungen beschrieben: „Alle Sinne, zusammen mit dem Auge, will es gefangen nehmen, und es scheint, daß, wenn der Mund das Bild sich zu eignen machen könnte, das Ohr sich freuen würde, von seiner Schönheit zu hören. Der Gefühlsinn würde diese durch alle seine Poren empfinden, die Nase würde glücklich sein, die Luft einatmen zu können, die von dem Munde ausströmt.“

Das Neue, das die Mona Lisa in die Geschichte der Kunst brachte und sie zu einem Markstein in der Entwicklung des malerischen Stils macht, liegt in der bis dahin unerreichten Verschmelzung des körperlich-plastischen mit dem malerisch-farbigem. Zum ersten Mal in der florentinischen Malerei sind alle Konturen in Licht und Luft aufgelöst: durch rein malerische Mittel ist eine plastische Illusion erzeugt. Aber über diese formalen Werte hinaus gibt dieses Porträt auch eine geistige Harmonie, die keinem vorher gelungen. Die Gestalt vermählt sich mit der traumhaft dämmernenden Landschaft zu einer untrennbar Einheit. Seele und Natur verschließen in einen Afford: der Ewigkeit ist zu g, der in dem Menschenwesen ausgedrückt ist, hält fort in der phantastisch-violetten Atmosphäre dieser urweltlich mächtigen Szenerie.

„Ein Lächeln ist es,“ schreibt Heinrich Wölfflin in

seinem Buch „Die klassische Kunst“, „was über das Antlitz der Mona Lisa geht, aber ein ganz leises Lächeln; es sitzt in den Mundwinkeln, und fast unmerklich bloß verschieben sich die Züge. Wie ein Windhauch, der über das Wasser streift, so geht eine Bewegung über die weichen Flächen dieses Gesichtes. Es entsteht ein Spiel von Lichtern und Schatten, ein flüsterndes Zwiegespräch, dem man nicht müde wird zu lauschen.“ Und weiter schreibt er: „Es ist keine äußerliche Bereicherung des Porträts, wenn Leonardo die Hände dazu nimmt. In ihren lässig-wohligen Bewegungen tragen sie ungemein viel zur Charakteristik bei. Man spürt die Feinheit des Tastgefühls in diesen wahrhaft beselten Fingern.“

* * *

Seit Jahrhunderten wird die Mona Lisa besungen, ihr Lächeln verherrlicht. „Diese Leinwand,“ schreibt Michelet voll Ekstase, „ruft mich, dringt in mich, saugt mich auf. Ich gehe ihr entgegen wie der Vogel der Schlange.“ Theophile Gautier fragt: „Wer stand nicht stundenlang vor diesem in dämmrigen Halbtönen gebadeten, von durchsichtigen Schleier umhüllten Kopfe, dessen Züge, melodisch in violetten Dämpfen getränkt, wie eine Schöpfung des Traumes in der schwarzen Hülle des Schafes erscheinen?“ Delacroix konnte sich an der „mächtigen Einheit und erstaunlichen Mannigfaltigkeit des Werkes“ nicht satschen, Taine fand darin die Lösung jenes Urrätsels, das wir „Weib“ nennen die modernen Dichter vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts sahen in ihr den Ausdruck nervöser Erregung und einer überfeinerten Dekadenz: „Zärtlichkeit und Rolette, Schamhaftigkeit und schweigende Wollust, den überfeinen Duft einer endenden Kultur“. Man hat sie „unergründlich und ewig wechselnd wie das Meer“ genannt und in ihr den Ausdruck der dämonischen Faustnatur gesehen, die in Leonards Persönlichkeit lag. Aber auch all die andern, die nüchtern zu schauen, stiller zu genießen vermögen und auch nur auf Augenblicke vor dem Bild gestanden haben, werden die Größe des Verlustes empfinden und ihn aufrichtig beklagen.

W. B.



Papst Pius X.

Aktuelles.

† Dr. Carl Munzinger. Im Alter von 68 Jahren verstarb in Bern Musikdirektor Dr. Carl Munzinger, der während mehr als vierzig Jahren im musikalischen Leben der Bundesstadt die führende Rolle spielte und der sich um das schweizerische Musikkleben hohe Verdienste erwarb. Am 23. September 1842 in Balsthal geboren, besuchte er die Schulen seiner Heimatstadt Olten, studierte von 1859 bis 1860 an der Basler Universität, ging nachher für drei Jahre an das Leipziger Konservatorium, wo Hauptmann, Richter und Moscheles seine Lehrer waren, wurde später Hauslehrer im Elsaß und 1867 Direktor der Solothurner Liedertafel. Das im Jahre 1868 dort stattfindende eidgenössische Sängerfest trug seinen Namen in weitere Kreise, schon zwei Jahre später ernannte die Berner Liedertafel den jungen Mann zu ihrem Dirigenten, und diesem Posten ist er seither länger als ein Menschenalter treu geblieben. In der Folge ward er auch Dirigent des Cäcilienvereins und der Musikkgesellschaft und Direktor der Berner Musikschule. Dazu kam noch die Gesanglehrerstelle an der ehemaligen Kantonschule in Bern und die Leitung des bernischen Kantonalgesangvereins.

Die meisten dieser Aemter hat Munzinger bis vor kurzem ausgeübt, und erst, als die schwindende Gesundheit ihn dazu zwang, zog er sich nach und nach davon zurück. Den letzten Posten, die Direktion der Musikschule, quittierte er erst in diesem Jahr. Über seine Bedeutung als Komponist entnehmen wir einem im Luzerner Tagblatt erschienenen Feuilleton folgende nähere Angaben: Munzinger komponierte die von Pfarrer von Salis gedichtete Kantate für die Murtner Schlachtfieger 1876 und das Festspiel von Pfarrer Weber für die Gründungsfeier der Stadt Bern 1891, beides Werke, die großen Beifall gefunden haben. Besonders die Musik zum Gründungsfestspiel hat seinen Namen weit hinbekannt und populär gemacht. Der darin vor kommende „Zähringermarsch“ ist noch jetzt ein beliebtes, populäres Konzertstück, und auch deutsche Militärmusiken haben ihn in ihr Repertoire aufgenommen. Außerdem setzte der Verstorbene eine große Anzahl von Männerchorliedern in Musik, worunter auch größere Kompositionen, und widmete sich der Wiederbelebung alter Volkslieder, von denen schon eine ganze Anzahl, wie das „Breneli ab em Guggisberg“, „Morge früh, eh d' Summe lacht“ und viele andere in seiner Bearbeitung ins Volk gedrungen sind.

Die Universität Bern ernannte ihn in Anerkennung seiner großen Verdienste zum Ehrendoktor. **Ingenieur Richters Befreiung.**

Drei lange bange Monate haben es Räuber an der griechisch-türkischen Grenze fertiggebracht, den deutschen Ingenieur Richter gefangen zu halten, trotzdem große Truppenaufbote tätig waren, das Versteck der Räuber aufzufinden zu machen und den Gefangenen zu befreien. Ingenieur Richter, Beamter der Feuerwerke in Jena, ein vielgereister Mann, der vor mehreren Jahren zum ersten Mal eine

Reise in die olympischen Berge unternahm, brach am 24. Mai dieses Jahres in Saloniki auf, um im Auftrag der Geographischen Gesellschaft von Thüringen in das gleiche Gebiet eine neue Forschungsreise zu unternehmen. Da bei der ersten Expedition alles gut abgelaufen war, glaubte Richter, trotz Warnung, diesmal auf eine größere Begleitung verzichten zu können, und nahm nur vier Mann mit sich, von denen dann zwei, als er überfallen wurde, davonliefen, die zwei andern erschossen wurden. In der Gegend von Kofinopulos, noch auf türkischem Boden, doch hart an der griechischen Grenze, fiel er wenige Tage später, am 28., Räubern in die Hände. Nach oft bewährtem Muster sollte der Fremde zur Erpressung einer großen Summe Lösegeldes benutzt werden. Zur Verfolgung der Briganten brachten sofort türkische Truppenabteilungen auf. Ihre Mannschaftszahl stieg zeitweise bis auf 1000 Fußsoldaten und Gendarmen, sowie 100 Reiter. Doch hatten auch sie keinen Erfolg, und eine Zeit lang war man über den Aufenthaltsort und das Schicksal des zum guten Teil aus eigener Schuld in Gefangenschaft geratenen Ingenieur Richter vollkommen im ungewissen.

Anfang August ließen von Richter gefärbte Briefe bei dem deutschen Konsulat in Saloniki ein, in denen der Gefangene

mitteilte, daß die Räuber 50,000 Pfund, das ist mehr als eine Million Franken, überdies zwölf goldene Uhren, Armbücher und Ferngläser forderten. Schließlich reduzierte die Räuberbande ihre Forderung auf 4000 Pfund, vier goldene Uhren mit Ketten und vier Leibbinden, und von deutscher Seite aus wurde diese Summe flüssig gemacht, da bei der Unsicherheit der dortigen Gegen und wohl auch im Hinblick auf die Unfähigkeit der griechischen oder türkischen Polizei, den Gefangenen lebend wiederzubekommen, ohne Lösegeld eine Befreiung Richters unmöglich schien. Durch eine unverbindliche und nichtamtliche Person des deutschen Konsulats gelang es dann, eine Verbindung mit den Räubern herzustellen, die schließlich mit der Freilassung Richters endete.

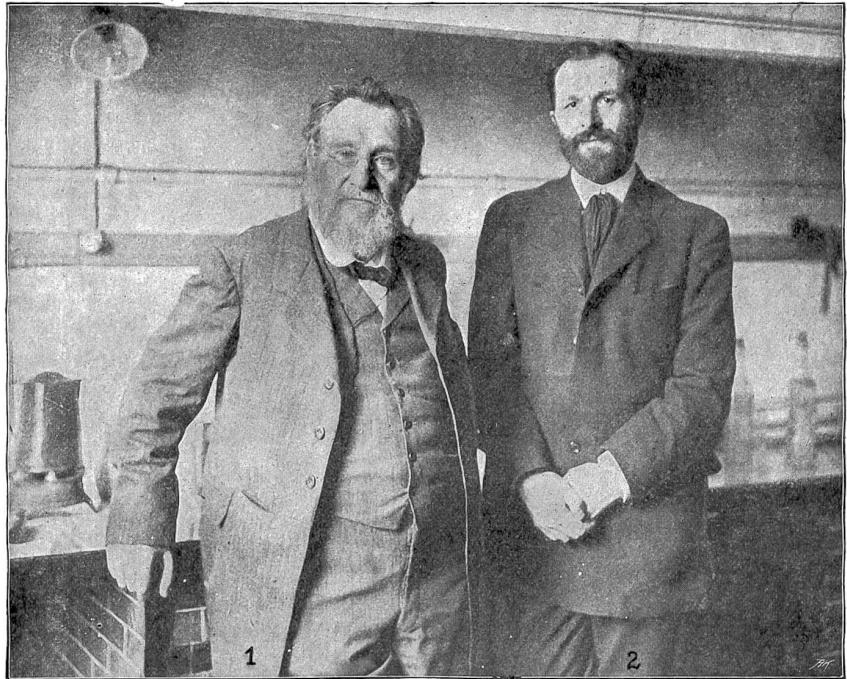
Ende August ist Richter in Glassona in der Türkei angekommen, stark mitgenommen von den Entbehrungen und Strapazen seiner langen Leidenszeit. Nach Berichten des Divisionskommandanten von Dolan erklärte Richter bei seiner Ankunft, er habe zunächst einige Tage auf türkischem Gebiet in der Umgebung des Klosters Sparmos verbracht und sei später auf griechisches Gebiet übergeführt worden, wo er in den Dörfern Misalar und Parapunar bisher verbor- gen gehalten worden sei. In einer Nacht sei er dann von den Räubern bis an die Grenze geführt und so dann freigelassen worden. **Zur Erkrankung des Papstes.**

Die leichten Wo- chen brachten eine Erkrankung des Papstes Pius X., der derart schwer an Gicht dar- niedergelagert, daß ernste Gefahren für das Leben des 76jährigen Kirchenfürsten bestanden.

Giuseppe Sar- to, Papst seit 4. August 1903, geb. 1835 in Riese in der ita- lienischen Pro- vinz Treviso, stammt aus einer einfachen Bauernfamilie.

Priester seit 1858, wurde er 1875 zum bischöflichen Kanzler gewählt, 1884 zum Bischof von Mantua ernannt, 1893 zum Patriarchen von Benedig ernannt. Diese Ernennung rief damals eine Polemik zwischen dem päpstlichen Stuhl und der italienischen Regierung hervor, da letztere auf Grund einer alten Abmachung zwischen dem Papst und der venezianischen Republik das Recht zur Ernennung des Patriarchen für sich beanspruchte; nach längerem Zögern mit der Erteilung des Placet gab jedoch die Regierung schließlich nach.

Prof. Elias Metchnikow. Zurzeit wird von den statistischen Aemtern der russischen Sanitätsbehörden eine Studienkommission nach den russisch-asiatischen Provinzen vorbereitet, um die von der Pest verursachten Gebiete (man schätzt die Opfer der letzten Epidemie auf 150,000 Menschen) genau zu untersuchen. Die Studienkommission, an deren Spitze der bedeutendste Pestforscher Elias Metchnikow und der japanische Pathologe Dr. Salembeni stehen, hat die besondere Aufgabe, der auf einer sehr niedrigen Kulturstufe lebenden Bevölkerung der Steppen etwas Verständnis für hygienische und sanitäre Maßregeln beizubringen und überdies einlässliche Referate über die mutmaßlichen Ursachen der Entstehung und Ver-



Professor Elias Metchnikow und Dr. Salembeni, Leiter der Kommission für die Pestforschung.



Schiffssleutnant Beaumont, der erfolgreichste Aviatiker des Jahres 1911.
Phot. J. Brocherel, Aosta.

breitung der Pestepidemie zu erhalten. Als den Hauptkrankheitserreger, bzw. als den gefährlichsten Epidemieverbreiter hat man das zahlreich vorkommende Steppenmurmeltier erkannt, an dessen Aufstötterung und Vernichtung man nun mit allem Eifer geht. Professor Metchnikow, ein 1845 geborener Russe, ein Gelehrter von Weltrenf, der besonders durch seine Forschungen über Immunität bekannt geworden ist, amtet seit Jahren in Paris als Abteilungsvorstand am Pasteurinstitut.

Der erste Präsident der Republik Portugal. Am 24. August gab die Deputiertenkammer dem Lande seinen ersten Präsidenten. Zu feierlicher Sitzung kamen 217 Abgeordnete zusammen, von denen 121 für Manuel de Arriaga, 86 für Bernardino Machado, 10 zerstört stimmten. Salven der Artillerie zu Wasser und zu Lande meldeten der Bevölkerung das Ereignis, während sich das neue Staatsoberhaupt eifrig auf die Verfassung verpflichtete. Manuel de Arriaga, von Beruf Rechtsanwalt, der ursprünglich einer Familie aus dem französischen Biscaya entstammt und dessen Kandidatur erst auftauchte, als der neben Machado ausichtsreichste Kandidat, Kammerpräsident Freire, auf eine Wahl verzichtete, ist ein 75jähriger Mann, der sich namenlich während des Kampfes gegen die Diktatur Franco, die schließlich zur Ermordung des Königs Carlos am 1. Februar 1908 führen sollte, populär gemacht. Ein alter Republikaner aus tiefster Überzeugung, war er zuletzt Generalprokurator der Republik, ein Amt, ad hoc geschaffen, um in gewissen Grenzen die Arbeiten der provisorischen Regierung zu kontrollieren. Hauptstadt und Provinz nahmen die Wahl Arriagas mit Begeisterung auf.

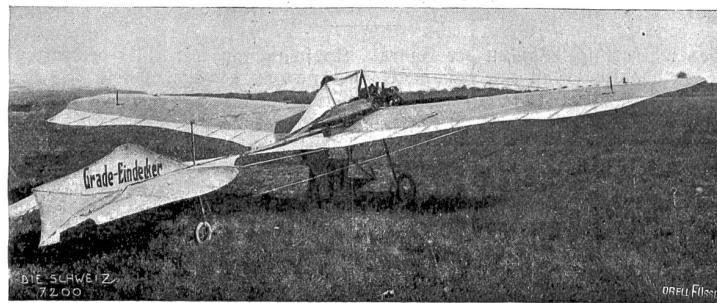
Sport.

Aviatik. Ist auch das laufende Jahr noch nicht zu Ende, so lässt sich doch schon heute mit ziemlicher Sicherheit sein aviatisches Fazit ziehen. Denn die großen Rennen sind vorüber, und die großen Preise sind verteilt. An der Spitze, we-

nigstens nach der finanziellen Seite hin, steht wohl der deutliche Rundflug, bei dem insgesamt 442,000 Mark an die Teilnehmer ausgezahlt wurden. Der europäische Rundflug stellte 300,800 Mark für die Flieger zur Verfügung, England hatte für den englischen Rundflug 204,000 Mark ausgeschrieben, und die beiden schwierigen Rennen Paris-Rom und Paris-Madrid verfügten über je 120,000 Mark. Den Haupterfolg hat der französische Pilot Schiffssleutnant Beaumont zu verzeichnen, der im Verlauf von knapp drei Monaten 408,000 Mark gewonnen hat. Ihm fielen im europäischen Rundflug 123,000 Mark, im englischen Rundflug 200,000 Mark und als Sieger des ersten Preises Paris-Rom 80,000 Mark zu. Sein gefährlichster Nebenbuhler Bedrines hat rund 160,000 Mark eingenommen. An dritter Stelle steht wohl Garros, der als Teilnehmer der Flüge Paris-Madrid und Paris-Rom sowie des europäischen Rundfluges 120,000 Mark empfing. Freilich darf man bei diesen hohen Zahlen nicht vergessen, daß auch die Ausgaben, die die Flieger zum guten Teil selbst zu tragen haben, enorm sind und daß letztere einen hohen Prozentsatz der

Gewinne den Motor- und Flugzeugfabriken abzuliefern haben. Der genannte Garros hat übrigens in den letzten Tagen einen neuen Höhenweltrekord aufgestellt. Am 5. August hatte der französische Hauptmann Felix ihn auf 3350 Meter gebracht, und am 4. September kletterte der Blériotpilot Garros auf 4250 Meter empor. Während der Aufstieg mehr als 2 Stunden in Anspruch nahm, vollzog sich der Abstieg in nur 9 Minuten. Der neue Rekordmann ist erst 22 Jahre alt. In den Flügen Paris-Madrid, Paris-Rom und bei dem französischen Rundflug wurde er jedesmal Zweiter.

Winzig klein steht daneben die Aviatik in der Schweiz. Ueber ein paar Flugmeetings sind wir noch nicht hinausgekommen, von denen diesen Sommer Dübendorf und Rheinfelden mit guter Frequenz, St. Gallen mit einem kläglichen Fiasko endigte, da die Unternehmer mit den Einnahmen durchbrannten. Der bekannteste schweizerische Flieger dürfte noch immer der



Der Grade-Eindecker Bucher auf dem Flugplatz Dübendorf.
Phot. Willy Schneider, Zürich.



Aviatiker Bucher aus Luzern. Phot. Willy Schneider, Zürich.



Manuel de Arriaga, der neu gewählte
erste Präsident der Republik
Portugal.

□ □ □



Ingenieur Eduard Richter.

X

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich V, Mühlebachstraße 84. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ bittet man an die Privatadresse des Redakteurs zu richten.

Wasche den Kopf!

Die Anschauung, daß das regelmäßige Waschen der Haare und des Kopfes unnötig oder gar schädlich sei, ist eine recht merkwürdige und verhängnisvolle Eigentümlichkeit der europäischen Völker — namentlich der Deutschen. Der Japaner im fernen Osten z. B., der nach allen Schilderungen, die man über das dortige Badewesen liest, uns in dieser Beziehung über ist, wascht seine Kopfhaut genau so wie die Haut des übrigen Körpers und zwar ebenso oft, nämlich täglich. Und man sehe sich nun die Köpfe der Japaner in den verschiedenen Abbildungen an, wie sie uns in den illustrierten Blättern öfter vor Augen treten, man wird kaum je einen Kopf darunter finden, der nicht selbst im hohen Alter noch sein volles Haar hätte. Das muß doch zu denken geben. Nun ist freilich auf der andern Seite auch nicht anzusempfehlen, von einem Extrem ins andere überzugehen, also, wenn man sich bisher nie oder nur einige Male im ganzen Jahre den Kopf gewaschen hat, das jetzt täglich zu machen. Wenn jemand jahrelang seine Kopfhaut verweicht hat, muß er in dieser Beziehung schrittweise vorgehen, um sich allmählich an die Reinigungs- und Wöhrtungs-Prozedur zu gewöhnen. Aus diesem Grunde ist es auch empfehlenswert, sich in der ersten Zeit etwas in acht zu nehmen und nicht mit nassen Haaren in die rauhe Außenluft hinauszugehen, sondern das Haar im Zimmer einige Zeit gut austrocknen zu lassen. Hat man sich aber erst einmal nach und nach daran gewöhnt, so wird man nicht nur ein eigenartiges Wohlbehagen nach jeder Waschung empfinden, sondern man wird auch an seinem Haarwuchs bald merken, welch ungeheuer kräftigenden Einfluß das Kopfwaschen auf die Haare ausübt. Besonders Leute jungen und mittleren Alters, bei denen die Haare sich zu lichten anfangen, werden schon nach wenigen Waschungen ihren Haarwuchs erstarken sehen.

Wer deshalb seine Haare lieb hat und seinen Haarschmuck lange zu erhalten wünscht, wird unbedingt für eine reine Kopfhaut sorgen, ebenso wie für die Reinheit seiner Hände und Füße, und dazu gibt es nur ein Mittel; das ist regelmäßige

Kopfwaschung mit einer geeigneten Seife. Als solche hat sich Pixavon bewährt. Es ist dies eine milde, flüssige Kopfwaschseife, der man mittels eines besondern patentierten Verfahrens den üblichen Teergeruch genommen hat.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Teer als ge- radezu souveränes Mittel zur Pflege des Haars und der Kopfhaut angesehen wird. Die bedeutendsten Dermatologen halten die Haarpflege mittelst Teerseife für die wirksamste.

Auch in der weit bekannten Lassar'schen Haarpflege-Methode spielt die Anwendung der Teerseife zu Kopfwaschungen eine wesentliche Rolle.

Pixavon reinigt das Haar nicht nur, sondern wirkt durch seinen Teergehalt direkt anregend auf den Haarboden. Die regelmäßige Pixavon-Haarpflege ist die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare, die sich aus den modernen Erfahrungen ergibt. Pixavon gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Überlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für drei Franken, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauch monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haar-Kultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher das Pixavon als das Idealmittel für Haarpflege ansprechen.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vor-gezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

